



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Der Duden und die deutsche Rechtschreibung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Der Duden und die deutsche Rechtschreibung

1936

Für die deutsche Rechtschreibung gibt es in diesem Jahr eine Reihe von Gedenktagen. Vor sechzig Jahren fand in Berlin die vom Preussischen Kultusminister Falk einberufene orthographische Konferenz statt; sie hat den Grund gelegt zu der Einheit der Orthographie, die wir heute genießen — längst nicht dankbar genug. Vor fünfundzwanzig Jahren starb Konrad Duden, den das Schicksal zum Kodifikator einer Rechtschreibung gemacht hat, die nicht die seine war und die ihm wenig gefiel. Und vor fünfzig Jahren starb Wilhelm Scherer, Dudens gewichtigster Widerpart auf der Konferenz; was er damals an Verbesserungen für wünschenswert und möglich hielt und gerade auch in der 'Deutschen Rundschau' verfocht, ist heute orthographisches Gesetz.

Wir wissen gar nicht, wie gut wir es in Dingen der Rechtschreibung haben — gegenüber den Nöten, mit denen sich noch unsere Großväter herum-schlagen mußten. Scherer erwähnt öfter einen braunschweigischen Eisenbahn-beamten Dr. Scheffler, den seine orthographische Lebens- und Leidens-geschichte dazu veranlaßte, im Jahre 1863 mit einer eigenen Schrift über die Umbildung der deutschen Rechtschreibung hervorzutreten. Erzogon nach dem System Gehe, versuchte der Mann es später mit dem System K. F. Beckers, dann mit dem Jacob Grimms. Aber das wich zu stark vom Herkömmlichen ab, und seine Kanzlei protestierte. Er arbeitete also für den Geschäftskreis der braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirektion eine amtliche Orthographie aus. Für den Privatgebrauch indes vertauschte er diese orthodoxe mit einer reformierten Schreibweise. 'Daneben aber', klagt er, 'muß ich verschiedene andere Rechtschreibungen einlernen, um meinen Kindern in ihren Schul-arbeiten nachhelfen zu können'. Und das ist nicht etwa ein Scherz: Durch Ministerial-Reskript vom 13. Dezember 1862 ordnete das Preussische Unterrichtsministerium an, daß die Lehrer derselben Unterrichtsanstalt sich über die zu lehrende Schreibung zu einigen hätten . . .

Es ist nicht aufzuzählen, was etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts an Kommissionen und Konferenzen in Bewegung gesetzt worden ist, was von den Regierungen deutscher Einzelstaaten angeregt und angeordnet wurde, um den orthographischen Übelständen zu steuern. Dabei ging es immer um eine doppelte Aufgabe: um Einheit und Zusammenschluß, also Überwindung der Anarchie auf der einen Seite, um Einfachheit und Folgerichtigkeit, also Überwindung der orthographischen Schwierigkeiten auf der anderen. Es war auf die Länge nicht zu tragen, daß nicht nur die einzelnen Länder und Provinzen, sondern schließlich jedes Gymnasium und jede Druckerei eine eigne

Rechtsschreibung hatte. Denn so weit ging es: in großen Druckereien vererbte sich eine 'Hausorthographie', und wenn ein Autor seine Rechtsschreibung gesetzt haben wollte, mußte er oft einen Aufschlag zahlen. Und was das andere anlangt, die offensichtlich umständliche und widerspruchsvolle Schreibgebarung des Deutschen, so hat sie seit dem 16. Jahrhundert immer wieder einmal einen denkenden Kopf oder auch einen Querkopf veranlaßt, auf Erleichterung zu sinnen und angeblich faßlichere und schlüssigere Schreibregeln aufzustellen.

System aber konnte in die orthographischen Bestrebungen erst kommen mit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das heißt mit dem Aufblühen einer wissenschaftlich zuverlässigen deutschen Sprachforschung. Die beiden Sprachmeister des 18. Jahrhunderts, Gottsched in der ersten, Adelung in der zweiten Hälfte, hatten ihre Schreibweise ohne viel Theorie auf dem Herkommen aufgebaut, und Adelung blieb bis hoch ins 19. Jahrhundert hinauf das orthographische Muster — für die, die ein Muster gelten ließen. Nun kam Jacob Grimm, lehrte die Entwicklung der deutschen Sprache verstehen, klärte das Geschichtliche recht vieler Schriftformen auf, die phonetisch nicht zu begreifen waren, legte zugleich aber auch die Zufälligkeit und geschichtliche Widersinnigkeit vieler Schreibgewohnheiten bloß, wie sie die bunten Schicksale unserer Sprache in den neuhochdeutschen Jahrhunderten hatten fest werden lassen. Es ist ein Zug romantischer Geisteshaltung bei Jacob Grimm und darüber hinaus ein eigentümliches Anzeichen von Selbstüberschätzung des mündig und kühn gewordenen historischen Wissens, wenn der Schöpfer der deutschen Grammatik eine tiefgreifende orthographische Reform plante, die unsere Schreibweise von rückwärts her, vom Mittelhochdeutschen aus, reinigen und berichtigen sollte. Noch in der Vorrede des ersten Bandes des Deutschen Wörterbuchs, also im Jahre 1854, schreibt Jacob Grimm, einer der Hauptgründe, die ihn zur Übernahme des Werkes vermochten, sei der Wunsch gewesen, mit Hilfe dieses 'Hausbuchs' eine neue Orthographie an die Stelle 'unserer schimpflichen, die Gliedmaßen der Sprache ungefüg verhüllenden und entstellenden Schreibweise' zu setzen. Glücklicherweise hat die Einsicht eines Verlegers das verhindert. Aber eine ganze Schule von Germanisten stellte sich 'mehr oder minder entschieden' auf denselben Boden. Damit war das 'historisch-etymologische Prinzip' der orthographischen Reform geboren, und wenn es nach den radikalsten seiner Verfechter gegangen wäre, hätten wir nicht nur neu=alte Wortbilder, sondern auch neu=alte Sprachformen erhalten: Ameiße, Wirde (statt Würde), eräugnen (statt ereignen), Helle (statt Hölle) und dergleichen mehr.

Gegen die Romantiker erhoben sich die Nationalisten, gegen das historische das 'phonetische Prinzip'. Scherer nannte die konsequenten Phonetiker die 'fi-Partei'; denn so einfach ließ sich phonetisch mit dem Worte 'Wieh' fertig werden, und schweizerische Lehrer waren schon dabei angelangt. 'Jedem Laut e i n Zeichen und keinem Laut m e h r als ein Zeichen', das war die ideale Regel der phonetischen Reformer. Und wenn es auch nur wenige waren, die diese Regel auf Wiegen und Brechen durchzusetzen suchten, eben das kleine Häuflein von Extremisten der 'fi-Partei': der anzusteuernde

Nichtpunkt für orthographische Reform war damit gegeben, und jeder Vorschlag auch gemäßigter Phonetiker ist ein Schritt zu diesem Ziel.

Das waren die beiden Fronten in den orthographischen Kämpfen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. 'Schreib, wie es die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen verlangt', sagten die einen; 'schreib, wie und was du sprichst, nicht mehr und nicht weniger!' sagten die anderen. Bei jedem neuen Aufklaren des orthographischen Streitiges zeichnen diese alten Fronten sich ab — und sie müssen es nach dem besonderen Wachstum unserer neuhochdeutschen Orthographie.

Aber derweil die Theoretiker stritten, brannte es den Praktikern unter den Nägeln, am fühlbarsten den Schulmännern und den Druckern. Mehr als ein Schulleiter löste damals die orthographische Frage für seinen Wirkungskreis auf eigne Faust. Unter ihnen war auch der Schleizer Gymnasialdirektor Konrad Duden. Er ließ die orthographischen Regeln, die er zunächst nur für den Hausgebrauch aufgesetzt hatte, 1871 in einem bescheidenen Gymnasial-Programm drucken; und als er bei Gelehrten und Schulleuten Beifall fand, wagte er den Sprung zum Buche: 1872 erschien der erste 'Duden' unter dem Titel: 'Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis'. Und auch der Zweck steht auf dem Titelblatt: 'Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete'. Das war also eine reine Privatarbeit; sie spiegelt den ganzen Meinungskampf jener Jahre wieder, und das Wörterverzeichnis muß sich noch bescheiden als Anhang zu einem breitausladenden polemisch-theoretischen Teil. Diesem Buch verdankt Duden die Teilnahme an der orthographischen Konferenz vom Jahre 1876, die für ihn das Sprungbrett zur deutschen Rechtschreibungsdictatur wurde.

Man kann an den Wandlungen Dudens und seiner Orthographie allerlei Grundsätzliches lernen über die Wege und Möglichkeiten einer Reform, oder sagen wir lieber: einer vernünftigen Weiterbildung unserer Rechtschreibung. Duden bekannte sich zu den Phonetikern, aber er war es nur in einem begrenzten Sinn. Er dachte nicht daran, historisch gewachsene Schriftzeichen wie das ie als Längenausdruck, das umständliche sch, das unbequeme ß zu beseitigen. Sondern er war Phonetiker, insofern er der Sprechform vor der historisch 'richtigen' den Vorzug gab und, was noch wichtiger ist, insofern er eine Weiterbildung und Erleichterung unserer Orthographie immer von Seiten des gesprochenen Wortes her suchte: Laute, die man nicht hört, haben kein Recht darauf, von der Schrift in alle Ewigkeit festgehalten zu werden. Aber praktisch griffen die Auswirkungen dieser Regel nicht weit: wol, gebüren, Mal (Festmal), malen (auf der Mühle) und ähnliches wollte schon der erste Duden — und wir stehen heute immer noch beim Dehnungs-h. Wo irgend der Gebrauch schwankt, hat die Erleichterung einzusetzen, und immer nach der Seite des phonetisch Natürlichen hin, das war Dudens sehr gesunder Grundsatz.

Bis zur Berliner Konferenz des Jahres 1876, die nach der politischen Einigung Deutschlands nun endlich auch die orthographische zutwege bringen sollte. Hier erwies sich Duden überraschenderweise als der radikalste Förderer,

beinahe als Anhänger der *fi*-Partei (die im übrigen vernünftigerweise nicht vertreten war): er war für einschneidende und konsequente Reform, insbesondere für Abschaffung aller Dehnungszeichen, also *Sene*, *Sensucht*, *du stilst*, *er stilt*, *zu stelen* usw. Um das Dehnungs-*h* ging überhaupt der meiste Streit, und was schließlich beschlossen wurde, war eine Halbheit: nach *a*, *o*, *u*, *ä*, *ö* und *ü* sollte das *h* fallen, nach *e* und *i* sollte es bleiben. Scherer, der von Bismarck selber halbwegs als Bremser in die Konferenz entsandt war, hat ihre Beratungen nachträglich glossiert. Und er urteilt wohl psychologisch richtig, wenn er von der anspornenden Wirkung des Machtgefühls redet, das stets vom grünen Tisch ausgeht... Jedenfalls machte sich das Preußische Ministerium die Kommissionsbeschlüsse nicht zu eigen, weder in der Frage der Dehnungszeichen noch in Sachen der *s*-Laute, obgleich diese Beschlüsse nach Duden 'das Minimum waren, das den Schulen und durch die Schulen dem Volke geboten werden konnte'. Und das Preußische Ministerium hatte recht; denn es wollte Einigkeit, nicht nur in den preußischen Provinzen, sondern nach Möglichkeit auch innerhalb des Reiches. Einigkeit war aber nur zu erreichen (das öffentliche Echo der Berliner Konferenz bewies es deutlich genug), wenn man dem Gegebenen nahe blieb; alle tieferen Eingriffe in die gewohnte Rechtschreibung hätten nur Widerstände gegen die Einigung rege gemacht.

So kam es zu der Puttkamerschen Rechtschreibung von 1880, für die im wesentlichen der Germanist Wilhelm Wilmanns verantwortlich zeichnet. Theoretisch bedeutete sie einen Rückschritt gegenüber der Berliner Konferenz; denn sie nahm nur wenig von ihren Vorschlägen auf, in der Hauptsache die Erleichterung der phonetisch unsinnigen Zeichengruppe *th* in Fällen wie *Thurm*, *Eigenthum*, *Wirth*, die freilich im Anlaut noch manchen Wörtern erhalten blieb. Praktisch gesehen aber war diese orthographische Regelung eine kluge, auch politisch kluge Tat. Denn nur ihre Vorsicht und Mäßigung eröffnete ihr die Aussicht, in kurzer Zeit zur Alleinherrschaft in Deutschland, wenn auch zunächst nur in den deutschen Schulen, zu gelangen. Selbst das bayerische Kultusministerium versicherte, daß die Einführung der in der preußischen Orthographie gedruckten Schulbücher in Bayern nicht beanstandet werden würde. Denn nur um die Schulen handelte es sich zunächst: nur sie konnten von den Unterrichtsministerien auf die preußische Orthographie verpflichtet werden.

Duden hat an dieser jüngeren Entwicklung keinen unmittelbaren Anteil mehr. In seiner 'Zukunftorthographie' von 1876 verfolgt er noch, recht siegesicher, seine eigne reformerische Linie. Aber er war einsichtig genug, sich den alten Naumerschen Grundsatz zu eigen zu machen, 'daß eine minder gute Orthographie, der ganz Deutschland zustimme, besser sei als eine vorzüglichere, die sich auf einen Teil Deutschlands beschränke'. Er steckte darum, als 1880 das amtliche deutsche Regelbuch erschien, noch ein paar Löcher zurück und schrieb sein 'Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache', das seinen Namen zum Begriff hat werden lassen. Das ist ein halbamtliches Buch, wenn man so will; denn auf dem Titel steht: 'Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln'. Aber es ist in höherem Maße eine

Privatarbeit; denn nach Regeln, die für die Rechtschreibung der Schule bestimmt waren, den ganzen deutschen Wortvorrat orthographisch zu kodifizieren, das war eine Aufgabe, die dem eignen Ermessen und der eignen Entscheidung einen ziemlichen Spielraum bot. Duden ist also sozusagen ein Orthograph wider besseres Wissen. Die preußische Orthographie, die er mehr als irgend ein anderer gefördert hat, ist, wie er 1880 versichert, 'nichts weniger als das Ideal des Verfassers; aber von allen Orthographien, die für den Augenblick möglich sind, ist sie die beste'. Es ist sehr lehrreich, wie der Zwang der Sache selbst diesen Mann konservativ gemacht hat. Denn die nächste orthographische Konferenz vom Jahre 1901, auf der unsere heutige Rechtschreibung im wesentlichen steht, brachte wenig Neues (in der Hauptsache die endgültige Beseitigung des th in deutschen Wörtern) und ermöglichte eben dadurch nach den Schweizer Bundesbehörden auch der österreichischen Regierung den Anschluß an die preußische Orthographie. Sie ermöglichte auch, was nicht geringere Schwierigkeiten machte, das Eindringen der Schulorthographie in die Amtsstuben. Das Vorwort noch der sechsten Auflage des 'Duden' vom Jahre 1900 schloß mit dem Stoßseufzer, es werde hoffentlich in absehbarer Zeit dem unerträglichen Übelstand ein Ende gemacht werden, daß die jungen Leute die Rechtschreibung, die sie in der Schule haben lernen müssen, nicht anwenden dürfen, wenn sie in den Staatsdienst treten. Erst die siebente Auflage von 1902 jubelt: 'Wir besitzen in der Tat eine Rechtschreibung für das ganze deutsche Sprachgebiet, soweit die deutsche Zunge klingt'. Das eine große Ziel, die Einheit, war erreicht, und es klingt wie ein spätes Klugwerden, wenn Duden hinzufügt: 'Hätte man damit eine gründliche Reform der Rechtschreibung verbinden wollen, so hätte man alsbald den Boden unter den Füßen verloren und wäre einem in der Luft schwebenden Trugbild nachgejagt'.

Es scheint recht nützlich, in diesem orthographischen Gedächtnisjahr daran zu erinnern, was wir in unserer Orthographie eigentlich haben und wie mühselig wir dazu gelangt sind. Es ist ein Kinderpiel, auf dem Papier eine 'vernünftigeren' deutsche Rechtschreibung auszuarbeiten; die Schwierigkeiten setzen, wie bei allen Weltverbesserungsplänen, erst ein, wenn das Wunschkind sich in dem nüchternen und harten Leben zurechtfinden soll. Zeiten des Neuerns rufen immer auch die orthographischen Neuerer auf den Plan. Wir haben das nach der Novemberrevolution erlebt und ebenso nach der nationalsozialistischen Revolution. Nach dem Jahre 1918 mußte man die Gründe von verschiedenen Seiten holen, um vor überstürzten Änderungen zu warnen. Am wirkungsvollsten war der Einspruch der Buchhändler und der Drucker, und ihre Bedenken werden immer Beachtung verlangen. Man mache sich nur einmal klar, was es wirtschaftlich und technisch für Folgen hat, was alles mit einem Schläge Makulatur und altes Eisen wird, wenn ein Kulturvolk wie das deutsche seine Orthographie einschneidend verändern wollte. Aber heute genügt ein Grund, um jede Änderung hintan zu halten: Deutschland kämpft heute um seine Stellung in der Welt, auch um die Stellung seiner Sprache in der Welt. Jeder Eingriff in unsere Rechtschreibung bliebe im Augenblick aber natürlich auf die Reichsgrenzen beschränkt, je tiefer er ist,

umso sicherer; er würde also helfen, das Auslandsdeutschtum von uns abzuriegeln und unseren kulturellen Einfluß aufs Ausland zu beengen. Ehe wir nicht wenigstens mit Osterreich und der Schweiz auf einem anderen Fuße stehen als heute, ist an eine Rechtschreibungsänderung gar nicht zu denken.

Diese kulturpolitische Seite ist es überhaupt, die von den Neuerungs-süchtigen seit jeher entweder übersehen oder falsch gesehen wurde. Es ist aber kein Zweifel: je mehr das Deutsche den Anspruch erhebt, eine Weltsprache zu sein, umso empfindlicher wird es gegen orthographische Experimente. Man sagt wohl: unsere Rechtschreibung ist zu schwierig; das erschwert der deutschen Sprache den Weg in die Welt. Ein Vergleich der vorsintflutlichen englischen Orthographie mit der italienischen, die seit Jahrhunderten dem Ideal einer phonetischen Schreibung sehr nahekommt, läßt aber erkennen, daß die Schreibgebarung einer Sprache nur von untergeordneter Bedeutung ist für die Frage, ob sie in der Welt Boden gewinnt oder nicht.

Nun bleibt es ja wahr, unsere Rechtschreibung ist ein Schulmeisterkreuz. Und nicht alle Schulmeister haben die Phantasie, das Kreuz so erträglich zu machen wie jene Lehrerin, die aus jeder Regel ein Bild zu formen wußte und etwa den Unterschied von 'lassen' und 'spazieren' dahin erläuterte: in 'spazieren' mache sich das lange a so breit, daß für die beiden s kein Platz mehr bleibe und das erste sein Brüderchen auf den Rücken nehmen müsse . . . Im Ernst: wir leben in orthographischen Dingen aus einer Vergangenheit, mit der wir einfach fertig werden müssen, aus der wir so wenig herauskönnen wie etwa aus unserer unbequemen mitteleuropäischen Lage. Es ist doch sehr aufschlußreich, daß die beiden Reformen, die die schulmeisterlichen Nöte um ganze Felder einschränken würden, zwar von Sonderlingen und Sonderkreisen versucht wurden, aber nie auf allgemeine Einführung Aussicht hatten (heute weniger denn je), das ist die Abschaffung eines unserer beiden Alphabete, sei es das deutsche oder das lateinische, und die Beseitigung der Großschreibung bei den Hauptwörtern. Hier ist die geschichtliche Bindung von vornherein so stark, daß man sich ihr eben bequem — wenn es schon an der Einsicht mangelt, diese Dinge als einen Vorzug zu nehmen.

Das soll freilich nicht heißen, daß unsere Schreibweise für Verbesserungen keinen Raum biete. Es ist vielmehr (durch die Jahrhunderte hin deutlich erkennbar) das innere Entwicklungsgesetz unserer Orthographie, daß sie, von einer phonetischen Lautwiedergabe ausgegangen, immer wieder Annäherung an eine lautgerechte Schreibung sucht; die nebenherlaufende Strebung, etymologische Zusammenhänge oder Scheinzusammenhänge auch im Schriftbild festzuhalten, so alt und gut sie ist, gibt den 'Historikern' kein Recht, das etymologisch-konservative Prinzip gegen eine der Lautung folgende Weiterbildung unserer Orthographie auszuspielen. Aber wenn aus der Geschichte überhaupt etwas zu lernen ist, dann lehren die letzten hundert Jahre unserer Rechtschreibungsgeschichte, daß eine solche Weiterbildung nur in langsamen und kurzen Schritten erfolgen kann: Die Einheit über alles, und Reformen nur, soweit sie die mühsam gewonnene Einheit nicht gefährden!

So bliebe es denn bei dem Schulmeisterkreuz? Und bei dem 'Duden' als Nothelfer, Ankläger und Richter in einer Person? Der Verlag war, als er vor einiger Zeit die elfte Ausgabe herausbrachte, so kurzfristig, ein orthographisches Preisausschreiben in die Welt zu schicken, und setzte sich damit verdienftermaßen gehörig in die Kesseln. 'Gilde Müllers Tagebuch', das einige dreißig Schnitzer barg, sollte verbessert werden; rund fünfzehntausend Schreibbeflissene beteiligten sich an der Suche. Und das Ergebnis: nicht ein einziger fand alle Fehler — oder besser gesagt, alles, was der Duden für Fehler hält. Das ist in der Tat ein Bankrott, aber nicht für die deutschen Rechtschreibungsgrundsätze, sondern für den Unfehlbarkeitsanspruch, mit dem der 'Duden' sie vertritt, wenigstens nach diesem Preisausschreiben. Aber bei jeder Unfehlbarkeit kommt es darauf an, ob man sie gelten läßt oder nicht: an dieser Stelle liegt die Lösung. Wenn nun einer 'der gleichnerische Mesner' schreibt statt des 'gleichnerischen Mesners', den der 'Duden' von einer Auflage in die andere weiterschleppt: er mag sich getrösten, daß von den allgemeinen Rechtschreibungsgrundsätzen des Deutschen aus das *h* mindestens so gut ist wie das *s*; hier hängt dem 'Duden' noch ein Stück Eierschale an aus jenen Kampfzeiten, in denen das historisch-ethnologische Prinzip den unbedingten Vorrang beanspruchte. Oder nehmen wir das strittigste Gebiet, die Großschreibung: wenn jemand 'von rechtswegen', 'zuhaufe', 'anstelle' schreibt oder 'er geht zu Grunde', 'er fährt Rad', 'Dienstags', wo der 'Duden' es umgekehrt will: er sei überzeugt, daß auch seine Schreibung sich wohl vertreten läßt. Solange wir an den großen Buchstaben überhaupt festhalten, wird es zwischen Groß- und Kleinschreibung immer einen Grenzstreifen der doppelten Möglichkeiten geben. Der 'Duden' trifft in jedem Fall eine Entscheidung, und das ist gut für die, die selber eine Entscheidung suchen. Man muß auch anerkennen, er tut's nach feingesponnenen Regeln; aber für den Alltagsgebrauch erweisen sie sich manchmal als zu fein. Es gibt nur einen Ausweg: man erkenne die doppelten Möglichkeiten an! 'Spazieren gehen' ist wirklich genau so gut wie 'spaziergehen'; 'er spricht deutsch' ist wirklich genau so gut wie 'er spricht Deutsch'; 'Kaiser-Wilhelm-Straße' oder 'Kaiser Wilhelmstraße' oder 'Kaiser Wilhelm Straße', wie kann man sich bei dergleichen Nichtigkeiten überhaupt aufhalten? Das Leben ist inkonsequent, die Sprache ist inkonsequent, wir dürfen getrost auch der Orthographie eine gewisse Ellbogenfreiheit einräumen. Wir müssen es uns abgewöhnen, in knifflischen Fällen jede Schreibung, die nicht im 'Duden' steht, für einen Fehler oder gar für einen Makel anzusehen. Konsequenzmacherei und Splitterrichterei sind immer vom Übel, sie sind auch gegen das innere Gesetz unserer Orthographie.

Das soll nun freilich keinen Freibrief für unorthographisches Schreiben bedeuten. Orthographische Schulung muß sein, und gewisse Ziele muß sie erreichen — noch jeder vernünftige Lehrer gibt zu, daß sie auch zu erreichen sind. Aber hier zeigt sich, daß das Problem noch eine andere vielleicht ernstere Seite hat. Was vielen heute als orthographischer Notstand erscheint, das ist in Wirklichkeit der Notstand einer verfallenden Schulbildung. Dabei wird diese Schulbildung — seltsames Widerspiel — heute stärker als je in Anspruch genommen, und das gerade macht den Notstand sichtbar. Unseren

Tagen haben die Schreibmaschinen und die Lippfräuleins eine Hemmungslosigkeit des Schreibens beschert, wie sie sich früher schon aus Gründen der Wirtschaftlichkeit verbot. Vor sechzig und achtzig Jahren schrieb auch ein großer Kaufmann seine Geschäftsbriefe noch selbst, und der Schreiber, der die Copialbücher führte, hatte keine Rechtschreibnöte. Heute muß die 'Sekretärin' alles wissen, auch was der Chef vielleicht selber nicht weiß. Natürlich tun sich bei dieser Verlagerung und Verbreiterung des Schreibens allerlei Nöte auf; aber nicht unsere Orthographie ist an ihnen schuld. Und wer über diese Nöte schilt, sollte sich klar machen, wo ihre Wurzeln liegen. Unsere Interpunktionsregeln sind in den Grundzügen so einfach und folgerichtig, daß ich nicht wüßte, wo hier eine Verbesserung überhaupt ansetzen sollte. Und wieviele Sekretärinnen gibt es, die dieser Regeln mächtig sind? Wieviele Studenten, die nicht mit ihnen fertig werden? Aber freilich, zu einer richtigen Zeichensetzung gehört eine Kenntnis der Grundlage der deutschen Grammatik. Und da eben hapert es.

Wilhelm Scherer, der an sich einer zweckgerechten Weiterbildung unserer Orthographie durchaus geneigt war, hat einmal geschrieben, die orthographische Frage sei eine Frage zehnten Ranges. Vielleicht ist die Zahl ein bißchen hoch gegriffen. Aber das steht fest, daß wir heute viel dringendere Sprachsorgen haben. Man macht sich zu wenig Gedanken darüber, daß die ungeheuren wirtschaftlichen und technischen Neuerungen der letzten hundert Jahre auch unser Sprachleben in ganz neue und nicht immer erwünschte Bahnen drängen. Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief, der von den schmerzlichen Erfahrungen berichtete, die bei der Durchsicht der hunderte von Aufnahme-Aufsätzen für ein Berliner Abend-Gymnasium zu machen waren: 'Insbesondere bei aktuellen Themen ist die blutlose Berliner Rundfunksprache von schlechthin verheerendem Einfluß: kaum einer von den vielen bildungseifrigen jungen Menschen formt mehr einen Eindruck von sich aus, sondern sie bedienen sich völlig gedankenlos der zahllos bereitliegenden Wortschablonen, die ihnen der Rundfunk immer und immer wieder vorspricht; es ist erschreckend, wie selten sich daneben noch einigermaßen Selbst- und Bodenständiges leise hervorwagt'. Das ist nur ein schmales Streiflicht; aber es berührt einen entscheidenden Punkt: wir stehen im Zeitalter einer ungeahnten 'Veröffentlichung' des geschriebenen und des gesprochenen Wortes, die ganz neue Formen von Sprachgestaltung und Sprachwachstum hervorrufen muß. Das Verantwortungsbewußtsein wecken und stärken bei denen, die diese veröffentlichte Sprache tragen, den Gefahren vorbeugen bei denen, die ihr oft hilflos überantwortet werden: das sind die beiden Felder, auf denen heute schwerste spracherzieherische Arbeit zu leisten ist.